

HILDE-DOMIN-PREIS FÜR LITERATUR IM EXIL

FÜR ABBAS KHIDER



2013



Hilde-Domin-Preis für Literatur im Exil 2013 für Abbas Khider

Der mit 15.000 Euro dotierte *Hilde-Domin-Preis für Literatur im Exil 2013* der Stadt Heidelberg geht an den 1973 in Bagdad geborenen Autor Abbas Khider.

In der Begründung der Jury heißt es:

»Genau eine Woche ist Abbas Khiders *Brief in die Auberginenrepublik* im Oktober 1999 vom libyschen Bengasi in die irakische Hauptstadt Bagdad unterwegs, aus der Gaddafi-Diktatur in die noch finstere von Saddam Hussein, in deren Gefängnissen der Autor selbst zwei Jahre verbrachte, bevor er 1996 aus dem Irak floh. Sieben Personen schildern in dieser »mesopotamischen Geschichte« den Briefschmuggel, beginnend mit dem exilierten, liebeskranken Urheber über einen ägyptischen Reisebüroleiter bis zur Frau eines Saddam-treuen Oberst in Bagdad. Das Schriftstück reist von Land zu Land und bringt jeden, in dessen

Hände es gerät, dazu, seine Mentalität zu offenbaren, wodurch der deutsche Leser ungeahnte Einblicke in die arabische Welt gewinnt. Wie schon in seinem autobiographisch inspirierten Gefängnis- und Taubenzüchter-Epos *Die Orangen des Präsidenten* erweist sich Abbas Khider als ein ebenso lakonischer wie heiterer Chronist, als Meister der Situationskomik und geborener Erzähler. Dass Abbas Khider auf Deutsch, der Sprache seines im Jahr 2000 gewählten Exils, schreibt und als einstiger Taubenzüchter Hilde Domin's *Taube aus wurmstichigen Holz* – »wegen des sanften Schwungs deines einzigen ungebrochenen Flügels« – huldigt, hätte die Namensgeberin des *Hilde-Domin-Preises für Literatur im Exil* besonders gefreut. So wie San Domingo für die Dichterin zum Symbol der Hoffnung wurde, so setzt auch der Optimist Khider trotz aller schlimmen Erfahrungen auf den einen

Die Jury

Alice Grünfelder

Lektorin und Literaturvermittlerin
(Zürich)

Katrin Hillgruber

Literaturkritikerin
(München)

Barbara Honigmann

Autorin
(Straßburg)

Prof. Dr. Andreas Kelletat

Literaturwissenschaftler
(Mainz/Germersheim)

Hans Thill

Lyriker und Übersetzer
(Heidelberg)

ungebrochenen Flügel, der seiner Prosa Frische und mitreißenden Schwung verleiht«.

Der Preis *Literatur im Exil* wurde 1992 von der Stadt Heidelberg anlässlich des 80. Geburtstages der Ehrenbürgerin und ersten Preisträgerin Hilde Domin gestiftet. Seitdem wird die Auszeichnung alle drei Jahre an Schriftstellerinnen und Schriftsteller vergeben, die selbst im Exil oder als Nachfahren von Exilanten in Deutschland leben bzw. lebten und in deutscher Sprache publizieren. Bei ins Deutsche übersetzten Werken kann der Übersetzer oder die Übersetzerin nach Ermessen der Jury bis zu einem Drittel am Preis beteiligt werden. Zu Ehren Hilde Domins wurde der Preis nach ihrem Tod im Februar 2006 in *Hilde-Domin-Preis für Literatur im Exil* umbenannt.

Der Preis wird am 17. September 2013 durch Oberbürgermeister Dr. Eckart Würzner überreicht. Die Laudatio hält die Literaturkritikerin Dr. Meike Feßmann.

Am 18. September 2013 um 19.30 Uhr wird Abbas Khider in der Stadtbücherei Heidelberg aus seinem Werk lesen.

Die Werke des Preisträgers in der Edition Nautilus



Geleitwort des Oberbürgermeisters der Stadt Heidelberg



Heidelberg ist eine Literaturstadt, die schon immer Schriftstellerinnen und Schriftsteller inspiriert hat. Hilde Domin war hier zu Hause, sie zog es Anfang der 30er Jahre zum Studium nach Heidelberg. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten wurde Italien zu ihrem Exil, danach für kurze Zeit England und dann die Dominikanische Republik. Ab 1960 lebte die Lyrikerin wieder in Heidelberg. Ihr zu Ehren hat der Gemeinderat der Stadt Heidelberg im Jahr 1992 die Stiftung des Preises *Literatur im Exil* beschlossen, der nach ihrem Tod im Februar 2006 in *Hilde-Domin-Preis für Literatur im Exil* umbenannt wurde.

Mit dem Preis wird alle drei Jahre die schriftstellerische Leistung einer Autorin oder eines Autors gewürdigt. Die für den Preis Nominierten leben selbst im Exil oder als Nachfahren von Exilanten in Deutschland und publizieren

in deutscher Sprache. Sie haben ihre Heimat als politisch Verfolgte verlassen oder weil dort ein Leben als Literat im Sinne der Ausübung des freien Wortes alles andere als selbstverständlich ist. Hilde Domin war die erste Preisträgerin. Die ihr folgenden Preisträger fanden dauerhaft oder zeitweise in Deutschland eine Heimat: SAID, Boris Chasanow, Stevan Tontic, Hamid Skif, Sherko Fatah sowie vor drei Jahren Oleg Jurjew.

Ich freue mich sehr über die Entscheidung der Jury, den *Hilde-Domin-Preis 2013* dem irakischen Schriftsteller Abbas Khider zuzusprechen. Abbas Khider legte im Februar 2013 mit seinem dritten Roman *Brief in die Aubergerinnenrepublik* wieder ein vielgelobtes Werk vor, das die Zeit nach dem Golfkrieg im Irak thematisiert – eine Zeit, in der es wegen des Handelsembargos einzig Aubergerinnen im

Überfluss gab und die Kommunikation über geheime Wege erfolgen musste. Der 1973 in Bagdad geborene Autor weiß, wovon er spricht: Er wurde bereits in jungen Jahren aus politischen Gründen verhaftet und reiste mehrere Jahre durch verschiedene Länder bis er 2000 nach Deutschland kam, Abitur machte und Literatur und Philosophie studierte. Seine Romane sind im Hamburger Nautilus-Verlag erschienen, einer der Independent-Verlage, die man nur dazu beglückwünschen kann, Autoren wie Abbas Khider zu verlegen.

Mein Dank gilt den Mitgliedern der unabhängigen Jury, die wieder eine hervorragende Wahl getroffen haben: Der Lektorin und Literaturvermittlerin Alice Grünfelder (Zürich), der Literaturkritikerin Katrin Hillgruber (München), der Autorin Barbara Honigmann (Straßburg), dem Literaturwissenschaftler

Prof. Dr. Andreas Kelleter (Mainz/Germersheim) sowie dem Lyriker und Übersetzer Hans Thill.

Abbas Khider wünsche ich für sein weiteres literarisches Schaffen und für seine Zukunft viel Glück und Erfolg und viele begeisterte Leserinnen und Leser.

Dr. Eckart Würzner
Oberbürgermeister



Aber die Literatur gehört uns nicht. Sie ist wild. Und geht gern fremd. Und das ist in Ordnung!

Der Preisträger 2013 im Gespräch

■ *Alexa Knapp: Herr Khider, herzlichen Glückwunsch zum Hilde-Domin-Preis 2013! Wie sind Sie zur Literatur gekommen?*

Abbas Khider: Ich glaube, ich habe die Literatur durch die Religion entdeckt. Als junger Mann fing das an – und junge Menschen haben immer so komische Phasen. Ich zum Beispiel wollte einmal Politiker werden, Schauspieler, Geheimdienstler und einmal auch Revolutionär wie Che Guevara. Zwischen 14 und 15 hatte ich eine religiöse Phase und wollte unbedingt Imam werden. In dieser Zeit habe ich die Literatur entdeckt. In meiner Familie gab es keine Schriftsteller oder jemanden, der sich für Literatur interessierte. Meine Eltern sind Analphabeten. Sie haben sich darum gekümmert, dass wir alle lesen und schreiben lernten und die Uni besuchten, aber es

gab wirklich nicht viele Bücher zuhause. Nur den Koran und den Jahresbericht der Regierung.

Als Kind habe ich mir immer viele Comics auf dem Flohmarkt gekauft, später auch Zeitschriften und Zeitungen. Dann habe ich angefangen, religiöse Texte zu lesen. Einmal bekam ich ein Buch geschenkt, *Der Prophet* von Khalil Gibran, einem Libanesen, der in Amerika lebte und das Buch auf Englisch schrieb. Es wurde in fast alle Sprachen übersetzt. Als ich das Buch las, habe ich mich total verändert. Im Islam sagt man, Gott habe den Koran geschrieben, der Koran ist ein sprachliches Wunder. Als ich dieses Buch las, stellte ich fest, dass es einen Menschen gibt, der besser als Gott schreiben kann, richtige Literatur. Von da an wollte ich die Literatur entdecken. Zu dieser Zeit kam ein Mann zu uns, der meine Schwester heiraten wollte,

ein Literaturkritiker, der mir viele Bücher gab. Wir haben immer über Literatur diskutiert und da habe ich angefangen, selbst zu schreiben.

■ *Sie sind eigentlich durch Zufall nach Deutschland gekommen. Wie kommt es, dass Sie so gut Deutsch gelernt haben, dass Sie sogar Romane in dieser Sprache schreiben?*

Ich glaube, es spielen viele Faktoren hinein. Zunächst einmal wollte ich in Deutschland ankommen und die Sprache ist eigentlich immer der Schlüssel. Wenn man die Gesellschaft kennenlernen will, muss man die Sprache können. Und natürlich auch die Kultur des Landes. Als ich ankam, hatte ich von der Sprache nicht so viel Ahnung, aber von der Kultur schon. Ich habe immer gern Philosophie und Literatur gelesen und

es gab viele Übersetzungen vom Deutschen ins Arabische. Ich kannte zum Beispiel Feuerbach, Nietzsche, Rilke. Ich habe zunächst nie daran gedacht, hier zu sein und auch auf Deutsch zu schreiben, aber es gibt keine anderen Möglichkeiten und ich bin Schriftsteller. Ein Schriftsteller braucht Publikum. Und es ist schwierig, Publikum im Exil zu erreichen. Dieses Problem hatten auch die deutschen Schriftsteller im Exil im Dritten Reich. Immer wenn ich diese Biografien lese, heißt es, wir sind Autoren ohne Publikum. Ich bin hier und es war mein Ziel, Deutsch zu lernen, an der Universität zu studieren und irgendwann etwas zu machen in diesem Land.

■ *Sie haben Literatur und Philosophie in München und Potsdam studiert. Hat Ihr Studium Ihr Schreiben beeinflusst?*

Ja sehr. Ich glaube es war sehr wichtig, dass ich an der Universität noch einmal die ganzen Klassiker auf Deutsch gelesen habe. Diejenigen, die ich schon gelesen hatte, habe ich wieder entdeckt. Und natürlich auch die Philosophie. Aber philosophische Werke zu lesen ist überhaupt nicht einfach. Ich glaube, die Schwierigkeiten, die ich in diesem Fach hatte, haben mir unglaublich geholfen, die deutsche Sprache zu lernen. Es gibt eine Reihe von Philosophen, Kant, Hegel und Heidegger, die man nicht verstehen kann. An der Uni habe ich festgestellt, dass es andere Philosophen und Denker gibt, zum Beispiel Feuerbach und Nietzsche, bei denen man im Wörterbuch ein Wort und die Übersetzung findet. Man versteht es irgendwann auch, wenn ein komischer Begriff dasteht. Aber die Begriffe von Kant, Hegel und Heidegger existieren

nicht in anderen Sprachen. Deswegen habe ich die drei früher die Dreifaltigkeiten des Grauens genannt. Was mir auch sehr geholfen hat, war, dass man Hausarbeiten schreiben musste. Ich bin kein akademischer Mensch, aber musste das trotzdem machen und es war jedes Mal auch unglaublich lustig. Ich habe die Hausarbeiten immer auf meine Weise geschrieben: Meistens hatte ich sie in einer Woche fertig. Dann habe ich in meinen Literaturwörterbüchern nach komplizierten Begriffen gesucht und die einfachen durch komplizierte ausgetauscht. So wurden meine Hausarbeiten immer akademisch klug, weil sie so unverständlich waren. Damals habe ich auch viele Gedichte übersetzt, immer zuerst vom Deutschen ins Arabische und dann die Gedichte, die ich schon ins Arabische übersetzt hatte, wieder zurück ins Deutsche. Durch diese Spiele-

rei habe ich viele Seiten der Sprache kennengelernt. Genauso wie durch das Lesen. Es ist mein Hobby, meine Leidenschaft – und das hat mir alles geholfen. Irgendwann habe ich angefangen, selbst auf Deutsch zu schreiben. Am Anfang war es nur Spaß. Ja, und es hat geklappt!

■ *Welche Aufgabe hat Literatur für Sie? Hat Ihre Literatur eine Aufgabe?*

Ich sage mal so: Ich glaube, eine Beziehung zwischen Mann und Frau, die eine Aufgabe erfüllt, ist keine gute Beziehung. Sie endet bestimmt. Dann ist es eine Art Vertrag, man gründet eine Firma zwischen Mann und Frau. Und in einer Beziehung müssen die Gefühle entscheiden, wie es weitergeht. In der Literatur ist das auch so. Entweder ist man verliebt oder nicht. Meine Literatur

ist für mich erstens eine große Liebe und zweitens gehören die Aufgaben, die ich mir vorschreibe, mir – nicht der Literatur. Die Literatur, die ich schreibe, kommt aus meiner Seele und die will ich. Ich glaube, Autoren sind alternative Historiker. Was Historiker und Schlagzeilen nicht bringen können – Krieg, gesellschaftliche Probleme, persönliche Schicksale – das können wir literarisch bearbeiten. Wir können diese Geheimnisse der Geschichte bewahren. Das ist die eine Seite. Zum anderen hat man auch die Möglichkeit, Menschen, die keine Stimme haben, eine Stimme zu geben, Flüchtlingen, Exilanten, einfachen Leuten auf der Straße. Ich glaube, Literatur ist auch eine Art Mittel, um gegen Verbrechen gegen die Menschheit zu kämpfen. Wenn man zum Beispiel über Verbrechen in einer Gesellschaft ein Drama schreibt, lernen

die Leute, die das Buch lesen, wie man handeln soll, wenn man in einer solchen Situation ist oder wie man für kommende Generationen einen solchen Zustand vermeiden kann.

Jeder Autor entscheidet selbst, was er schreibt, worüber er schreibt und welche Aufgabe seine Literatur hat. Aber am Ende sind wir alle verliebt, als Autoren in die Literatur. Aber die Literatur gehört uns nicht. Sie ist wild. Und geht gern fremd. Und das ist in Ordnung!

■ *Sie beginnen Ihren zweiten Roman »Die Orangen des Präsidenten« mit einem Zitat von Hilde Domin. Fühlen Sie sich ihr verbunden?*

Hilde Domin ist auf jeden Fall ein Literaturvorbild. Ich kenne sie ungefähr seit 2004, ich glaube ein, zwei Jahre bevor sie gestorben ist. Ich war in München,

hatte nicht so viel Geld und zu dieser Zeit gab es auf dem Flohmarkt die Möglichkeit, billig Gedichtbände zu kaufen, auch Mängelexemplare. Da habe ich das erste Buch von Hilde Domin gekauft. Als ich ihre Gedichte gelesen hatte, war ich sofort verknallt. Bei vielen ihrer Gedichte hatte ich das Gefühl, als ob sie sie für mich geschrieben hat. Als ich gelesen hatte, dass sie auch im Exil war, wunderte es mich nicht mehr, dass ich mich so schnell verliebt habe. Ich begann, Gedichte von ihr zu übersetzen und muss zugeben, dass man bei ihr oder bei vielen deutschen Dichterinnen, Rose Ausländer, Else Lasker-Schüler, etwas findet, was man nur selten bei Männern findet. Männer sind entweder weise oder melancholisch oder romantisch. Aber die deutschen Dichterinnen haben diese Fähigkeit, alles in einem zu sein. Eine

Mischung aus Melancholie, Romanze und Weisheit. Bei Hilde Domin ist es unglaublich stark, ebenso, dass ihre einfache Sprache so vielsagend ist. Diese einmalige Sprache versuche ich auch manchmal zu verwenden. Seitdem habe ich Hilde Domin entdeckt, sie ist sozusagen meine literarische Mutter, meine Heldin. Später habe ich ihre gesamten Werke gekauft. Immer wenn ich nicht schreiben kann, lese ich nur ein Gedicht von ihr, dann hocke ich und schreibe von vier bis zehn. Es ist eine Quelle meiner inneren Zufriedenheit. Es geht mir mit vielen deutschen Dichterinnen so, aber mit Hilde ist es sehr stark. Und sie ist die einzige, von der ich seit Jahren ein Bild über dem Schreibtisch hängen habe.

■ *Die Jury würdigt Sie als lakonischen wie heiteren Chronisten und als Meister*

der Situationskomik. Trotz aller schlimmen Erfahrungen setzten Sie immer auf den einen ungebrochenen Flügel. Wie machen Sie das?

Ich weiß es nicht. Es ist nicht immer so. Es gab auch eine lange Zeit wo ich wirklich ein trauriger Mensch war. Vielleicht hat es mit meinen Eigenschaften zu tun oder damit, dass ich irgendwie zurück schlagen konnte. Das hilft einem viel, Dinge zu verarbeiten. Nicht, indem ich eine Waffe genommen habe, sondern indem ich die Geschichte literarisch bearbeitet und versucht habe zu zeigen, wie es war. Ich wollte, dass die Leute selbst entscheiden können, was falsch ist und was gut, weil es viele Farben der Wahrheit gibt. Dass man nicht mehr denkt, man sei ein Opfer, sondern auch ein Täter sein könnte, auf eine andere Art. Ich habe alle Rollen gespielt und

mich von beidem befreit. Deswegen schreibe ich vielleicht mit Humor. Es könnte sein, dass ich wütend und traurig werden würde, wenn ich über diese Zeiten oder die arabische Welt auf Arabisch reden würde. Auf Deutsch fällt es mir leichter, die Fremdsprache ermöglicht mir eine innere Distanz. Ein deutscher Schriftsteller, Paul Scheerbart, sagte einmal etwas Schönes: er sei nicht aus Liebenswürdigkeit, sondern aus Zorn und Wut Humorist geworden. Ich glaube, so ist das bei mir auch.

■ *Ihr neuester Roman heißt »Brief in die Auberginenrepublik«. Warum Auberginenrepublik?*

Von 1991–2003 gab es im Irak ein Handelsembargo und in dieser Zeit hatten die Iraker nicht so viel zu essen. Es gab nur Auberginen im Überfluss.

Die jungen Leute haben immer gelacht und dem Land diesen neuen Namen gegeben. Man hat wirklich alles aus Auberginen gemacht, sogar Chips aus der Schale.

■ *Youtube, Twitter und Facebook machen die Problematik dieses Romans – den illegalen Briefschmuggel – schwer vorstellbar. Für Exil-Iraker unter den Diktaturen Husseins und Gaddafis die einzige Möglichkeit, Kontakt zur Familie aufzunehmen, ohne jene in Gefahr zu bringen. Warum der illegale Briefschmuggel?*

Ich kannte dieses Problem sehr gut, weil ich selbst auch illegal Briefe in den Irak geschickt habe. Ich wollte das Thema unbedingt bearbeiten, da ich mich als Alternativhistoriker betrachte. Man redete 2012 plötzlich von der Facebook-

Revolution – zeigt aber überhaupt nicht, wie es dazu gekommen ist, dass die Revolution überhaupt stattfand. Besonders, wenn die Situation der arabischen Welt vorher so war, dass man nicht einmal einen Brief verschicken konnte. Ich wollte möglichst ein Gesamtbild der arabischen Welt Ende des 20. Jahrhunderts darstellen, die Prozesse in der Gesellschaft, den Alltag der arabischen Menschen, das nachvollziehen, warum die Leute überhaupt jetzt auf die Straße gegangen sind, warum jetzt Chaos und Widerstand herrschen. Es liegen eigentlich nur zehn Jahre zwischen dieser Zeit und heute, und es ist nicht mehr vorstellbar. Außerdem lebe ich in Deutschland – und die deutsche Literatur hat eine große Tradition, was den Briefroman angeht. Es war meine Idee, einen Briefroman der anderen Art zu schreiben, in dem der Brief reist, mit

dem Brief als Hauptfigur. Einen Briefwechsel gibt es nicht, da die Briefe nicht ankommen. Wenn man daran denkt, dass im 17./18. Jahrhundert die Briefe wenigstens ankamen und Ende des 20. Jahrhunderts nicht – da stellt sich die Frage, was ist Entwicklung?

■ *Die Geschichte wird immer aus der Perspektive desjenigen erzählt, der den Brief gerade transportiert. Er gelangt auch in die Hände regimetreuer Staatsleute. Wie gestaltete es sich für Sie, aus der Sicht eines Sicherheitsoffiziers zu schreiben?*

Natürlich war es nicht leicht. Man kann niemals seine Folterer lieben. Man kann auch niemals einen Verbrecher mögen. Aber als Schriftsteller muss ich über meinem Leiden stehen, meinen Schmerzen und meiner Traurigkeit. Anfangs

hatte ich natürlich Schwierigkeiten, wie solche Menschen zu denken und zu fühlen. Aber die vielleicht wichtigste Begabung von Schriftstellern heißt Fantasie. Und diese Fähigkeit muss man selbstbewusst benutzen. Ich habe das Gefühl, dass ich beim Schreiben selbst unglaublich viel von der Geschichte gelernt habe, weil ich aus der Sicht eines Opfers und eines Täters geschrieben habe. Zum anderen kenne ich mich mit solchen Menschen gut aus, weil ich als Gefangener mit ihnen gelebt habe. Für die Recherche habe ich viele solcher Menschen getroffen. Es war schwierig zu hören wie überzeugt sie von sich selbst sind und von dem was sie getan haben. Sie sind überzeugt, keine Fehler gemacht zu haben. Aber das Wichtige war für mich zu verstehen wie sie funktionieren. Und ich habe festgestellt, dass sie nicht so viel anders ticken als

wir: Der Bereich der Arbeit entscheidet wie die Menschen werden. Wenn man in einer Diktatur als Sicherheitspolizist nicht die Befehle befolgt, verliert man seinen Job. Wer nicht foltert wird gefoltert. Unter Saddam Hussein gab es bestimmte Strukturen, mit denen man leben und zusammenarbeiten musste. So funktionierte das Leben dort. Und das versuchte ich literarisch zu verarbeiten. Die nackte Wahrheit, mehr nicht.

■ *Der Protagonist Ihres zweiten Romans sitzt aus politischen Gründen in Haft. Sie beschreiben eingehend den Horror, den die Häftlinge tagein tagaus erleben. Sie haben Ähnliches erlebt. Was bedeutet es für Sie darüber zu schreiben?*

Schreiben ist immer Erleichterung. Aber Therapie ist das nicht und jeder Autor

schreibt natürlich über seine Welt, sein Leben und das der Anderen. Wenn ein deutscher Autor eine Geschichte über die DDR schreibt, weil sein Leben dadurch bestimmt wurde, so ist es für mich, wenn ich über das Gefängnis schreibe. Aber ich wollte ein literarisches Werk schreiben. Ich habe viele Gefängnisromane gelesen, russische, arabische, besonders Betroffenheitsliteratur. Meine Idee war es, einen Gefängnisroman der anderen Art zu schreiben. Es war nicht einfach, weil ich das Gefühl hatte, Gefängnisromane kann es nicht so viel neue geben. Es geht immer um das Gleiche, Folter, Folterer, Hunger. Daraus ein spannendes Buch zu schreiben ist sehr schwierig. Ebenso darauf zu verzichten, Betroffenheitsliteratur zu schreiben. Es war immer schwierig für mich, über das Gefängnis zu schreiben, ich hatte

nicht genügend Distanz. Viele Jahre danach schrieb ich *Die Orangen des Präsidenten*, in diesem Roman habe ich versucht, eine neue literarische Form zu finden: Alles außerhalb des Gefängnisses stellte ich poetisch und romantisch, mit vielen Bildern und Fantasie dar, denn wenn man im Gefängnis sitzt, ist die Welt außerhalb immer schön. Den Gefängnisalltag beschrieb ich so wie er war, wie einen Bericht, knallhart, mit sehr wenigen Bildern und einer einfachen Sprache. Diese zwei Parallelwelten versuchte ich in diesem Roman zu realisieren, das war mein Versuch sprachlich. Inhaltlich wollte ich einen unschuldigen Menschen ins Gefängnis gehen lassen, um zu zeigen, dass in einer Diktatur alle gleichzeitig schuldig und unschuldig sind.

■ *Woran schreiben Sie gerade?*

Zurzeit arbeite ich an meinen Gedichten. Wir wollen 2014 einen Gedichtband herausbringen. Außerdem mache ich mir Notizen für das nächste Buch. Oder den nächsten Roman. Notizen, Recherche und so. Mal schauen. Aber jetzt habe ich erst einmal Urlaub.

■ *Vielen Dank für das Gespräch!*

Das Gespräch mit Abbas Khider führte Alexa Knapp am 23. Juli 2013 in Berlin.

Abbas Khider

Brief in die Auberginenrepublik

Leseprobe

Salim Al-Kateb, 27 Jahre alt, Bauarbeiter
Freitag, 1. Oktober 1999
Bengasi, Libyen

Das elendige, von armen Einheimischen und Ausländern bevölkerte Viertel Ras Ebeda, das man hier spöttisch »Gaddafi City« nennt, schläft tief unter der Decke der schwülen Hitze. Es ist der 1. Oktober, und dennoch sieht alles aus wie in einem Dampfbad. Als ich die Hauptstraße erreiche, die nur dreihundert Meter von meinem Haus entfernt liegt, sticht mir die Hitze bis in die Knochen. Die Bushaltestelle steht mitten in der Sonne, ohne Mauer oder Dach. Um mich herum gibt es nur leere Straßen und geschlossene Geschäfte. Nichts bewegt sich, allein der Wind lässt den Staub und einige am Straßenrand liegende Zeitungsfetzen, Zettel und Plastiktüten hochfliegen.

Dieses Wetter verwandelt Bengasi zur Zeit der Mittagsruhe in eine Geisterstadt. Fast alle Menschen sitzen daheim in ihren Wohnungen, genießen die kühle Luft der Klimaanlage, halten Mittagsschlaf und glotzen ägyptische und syrische Seifenoperen. Seit die Regierung Satelliten erlaubt hat, machen die Leute hier nichts anderes, als die Welt auf dem Bildschirm zu entdecken.

Endlich, ein weiß-blauer Bus taucht auf. Der Fahrer fährt langsam, hält an und ruft: »Stadtmitte, Strandpromenade. Schnell!« Ich steige ein und setze mich auf einen der hinteren Plätze. Außer mir gibt es noch acht weitere Fahrgäste. Die klimatischen Verhältnisse im Inneren des Busses gleichen einer libyschen Bäckerei. Alles riecht nach Fett und nach Schweiß. Die Klimaanlage funktioniert nicht, und ich bin bereits nach kurzer Zeit schweißgebadet.

Keiner sagt etwas. Wieso eigentlich? Normalerweise plaudern die Menschen hierzulande gern. Stau gibt es zum Glück keinen. Der Bus fährt trotzdem so langsam, als würde er behutsam auf Eiern rollen. Bis ich die Nasserstraße erreiche, wird es bestimmt ein Weilchen dauern. Doch ich bin nicht weit vom Ziel entfernt.

Unfassbar, dass es nur noch wenige Minuten dauern wird, bis ich den Brief abschicken kann und darf. Zwei Jahre habe ich warten müssen. Seit zwei verdammten Jahren träume ich davon, eine Möglichkeit zu finden, ihn in einen Briefumschlag zu stecken und »Adieu« zu sagen.

Die letzten beiden Tage habe ich ausschließlich damit verbracht, diesen Brief zu verfassen. Ich arbeitete an ihm, und noch gestern überdachte, verbesserte und änderte ich das Geschrie-

bene. Dabei musste ich immer an Samia denken, wollte ihr eine Menge erzählen und konnte doch nur wenig sagen. Auch früher schrieb ich zahlreiche Briefe an sie, die sich im Laufe der Zeit in ein kleines Buch verwandelten, das ich jedoch vernichtete, weil mich die Hoffnungslosigkeit übermannte, alles wäre vergebens und diese Briefe würden niemals abgeschickt werden. Es war und ist mir immer noch unvorstellbar, einen Brief einfach mit einer Briefmarke zu bekleben und loszuschicken. Wenn es so einfach wäre, schriebe ich jede Woche einen langen Brief an Samia.

In den ersten Monaten nach meiner Ankunft in Bengasi ging ich einmal wöchentlich zur Post. Jedes Mal stand ich vor dem Postgebäude und begriff, dass diese Idee nicht besonders gut war. Schnell gab ich auf und kehrte mit dem Brief nach Hause zurück, setzte mich an

meinen Schreibtisch und schrieb neue Sätze hinzu. Meine damaligen ägyptischen Mitbewohner, mit denen ich immer noch auf der Baustelle arbeite und anfangs einige Monate im Stadtbezirk Sidi-Husein zusammengewohnt hatte, bevor ich in meine jetzige Wohnung in der Gaddafi City gezogen bin, lachten mich aus und spotteten, ich sei in eine Postangestellte oder gar in das gesamte Postamt verliebt.

(...) Was, wenn der Brief in den Händen der Polizei landen und Samia deswegen festgenommen würde? Diese Vorstellung machte mich unendlich traurig und wütend. Wenn ich daran dachte, zitterte ich vor Angst. Ich wusste, die Mörder in Bagdad würden Samias Leben in eine noch qualvollere Hölle verwandeln, sollten sie von den Briefen erfahren, die ich ihr schickte. So schaffte ich es nie, tatsächlich einen der Briefe

irgendeinem Postbeamten in die Hände zu drücken. Manchmal kam es mir vor, als würde mich jemand beobachten.

Kein Wunder, dass ich mir solche Sorgen mache! Ich bin politisch verfolgt. Alles geschah im Jahr 1997 für uns unerwartet. Wir waren acht Freunde aus der Bagdader Universität, fünf Jungs und drei Mädchen, die sich jede Woche zum Leseabend getroffen und über ein Buch diskutiert hatten. Und das brachte uns die Anklage ein: Lesen verbotener Bücher. Bis heute ist mir unklar, wie uns die Polizei aufspürte. Alle Männer wurden an einem sonnigen Tag im Mai auf dem Universitätsgelände festgenommen, nicht aber die drei Kommilitoninnen. Warum sie nicht? Mir ist das ein Rätsel! Auch im Verhörzimmer hat keiner von uns – Jungs – die Namen der Mädchen unter Folter verraten.

Sieben Tage meines Lebens verbrachte ich im Kerker, in der Schweiz, wie man das Gefängnis im Irak ironisch bezeichnet. Vielleicht, weil das Elektroschock-Gerät »made in Switzerland« ist? Es waren die schrecklichsten sieben Tage meines Lebens. Ich hockte in einer engen Zelle, gefühlt einen guten Meter im Quadrat, mit nichts außer vier Wänden, einer Glühbirne, einem Eimer zum Pinkeln, einem Trinkglas und einer schmutzigen Decke. Ich kam mir vor wie eingesargt, in einem altägyptischen Grab, in dem man nur das Nötigste ins Jenseits mitnehmen darf. Den ganzen Tag herrschte Totenstille. Doch ab und zu öffnete sich die Tür, wenn die Wärter mit dem Essen – einem Stück Fladenbrot – auftauchten oder mich zum Verhör abholten. Eine Woche lang lebte ich zwischen diesem Grab und einer Folterkammer, die man Verhörzimmer nennt.

Weil mein Onkel Mazen es schaffte, die Verhörpolizisten zügig zu bestechen, entließ man mich, noch bevor meine Akte in der Sicherheitszentrale landete. Mein Onkel kennt alle, er ist Unternehmer, einer, der mit vielen wichtigen Männern in der Regierung zusammenarbeitet. Er holte mich ab und sagte zu mir: »Deine Akte wird bald wieder dran sein. Ich habe veranlasst, dass sie für ein paar Tage auf die Seite gelegt wird. Bald sucht man dich wieder. Du solltest sofort ins Ausland gehen. Ich habe alles für deine Flucht organisiert.«

Eine Stunde später nahmen mich zwei kurdische Männer mit. Ich musste mich in ihrem Lastwagen verstecken, fast zwanzig Stunden lang. Solange dauerte die Fahrt gen Norden bis an die Grenze zu Syrien. Mit einem Boot ruderten wir über den Grenzfluss Euphrat, und einige Minuten später

befand ich mich nicht mehr im Irak. Auf syrischer Seite empfingen mich Iraker und ein paar syrische Polizisten. Mit einem Jeep fuhren wir bis in die Stadt Kamischli. Dort gaben mir Mitglieder der irakischen Kommunistischen Partei einen gefälschten Pass und schickten mich weiter nach Damaskus. Doch in Syrien wollten sie mich nicht behalten: Ich musste das Land verlassen und bis nach Libyen weiterfahren. Die Leute in Damaskus sagten: »Keiner kommt nach nur einer Woche aus dem Knast. Verschwinde schleunigst nach Libyen! Damaskus wird gefährlich für dich, weil viele einen Maulwurf in dir vermuten werden. Und durch den Ruf deines Onkels bist du hier sowieso nicht willkommen.«

Nichts davon verstand ich. Ich kam mir vor wie ein Ball, der hin und her geworfen wird. Innerhalb weniger Tage

hatte sich mein ganzes Leben verändert. Das ist meine Geschichte, sie ist kurz, zugleich aber auch sehr lang. Nur zehn Tage meines Lebens, in denen ich alles verloren habe: meine Familie, meine Heimat, meine Freundin, mein Studium und meinen Ruf. Und jetzt hocke ich in Nordafrika, arbeite auf der Baustelle und versuche zu überleben. Mein Traum ist, eine Möglichkeit zu finden, einen Brief an Samia zu schicken und ihr zu berichten, dass ich kein Verräter bin, noch lebe und sie nicht vergessen habe.

Endlich aber gibt es eine Lösung. Oder es scheint mir zumindest so, als wäre eine Lösung greifbar. Vor einigen Tagen besuchte ich das Café Tigris, in der Nähe des Midan Al-Schajare – des Baum-Platzes – im Zentrum, das einzige Café in Bengasi, dessen Besitzer ein Iraker ist. Hier werden den ganzen Tag traurige südirakische Lieder gespielt,

treffen sich viele irakische Arbeiter und trinken den irakischen Tee, der so schwarz und bitter wie das Herz der Politiker unseres Landes ist. Sie beschwerten sich rund um die Uhr über die Politik in ihrer Heimat und über das langweilige Leben in Libyen. Mir kam in diesem einzigartigen »Tigris« zu Ohren, es gäbe einen guten neuen Friseur in der Stadt. Er sei auch Iraker, und ich bekam die Idee, mir von ihm die Haare schneiden zu lassen.

Der junge Jafer bestätigte alle Vorurteile über Friseure. Er schwatzte ohne Punkt und Komma, wie ein Radio auf zwei Beinen, ein Wasserfall aus Gerede, Gerüchten und Nachrichten. Als er mich nach dem Befinden meiner Familie in Bagdad fragte, entgegnete ich, dass ich keinerlei Ahnung hätte. Bei meinen Angehörigen gäbe es keinen Festnetzanschluss, und selbst wenn, ich könnte

sie nicht anrufen, wegen der Überwachung! Briefe verschicken oder auch empfangen sei ebenso unmöglich. Jafer verstand sofort, schließlich stammte er nicht vom Mars oder aus Luxemburg. Er behauptete, es bestünde eine Möglichkeit, Kontakt mit der Familie im Irak herzustellen.

»Ziemlich kompliziert«, meinte er. »Man erzählt sich, es gibt in der jordanischen Hauptstadt einige irakische Lastwagenfahrer, die ständig zwischen Bagdad und Amman unterwegs sind.« Seit dem Handelsembargo von 1991 sei Amman die einzige Stadt, von der man noch etwas in den Irak transportieren könne. Die Fahrer lieferten illegal auch Briefe der Exilanten von Amman nach Bagdad. Auch Antwortpost der Angehörigen aus Bagdad könne von denselben Fahrern nach Amman mitgenommen werden. »Früher wusste ich auch

nicht, wie man an diese Lastwagenfahrer herankommen kann. Sie fürchten sich natürlich auch, von der Sicherheitspolizei erwischt zu werden. Die einzige Möglichkeit ist, jemanden aufzutreiben, der einen dieser Fahrer kennt. Und ich kenne so einen Mann.«

»Amman? Das ist in Jordanien! Wir sind hier in Nordafrika!«

»Im Exil gibt es für jedes Rätsel eine Lösung. Vor kurzem habe ich von einem Libyer in Bengasi namens Malik Gaddafi-Dam gehört. Er besitzt im Zentrum ein Reisebüro, das Al-Amel – Hoffnung – heißt. Deine Hoffnung kann nur in diesem Reisebüro erfüllt werden. Malik arbeitet auch als Briefmanager und hat Kontakte zu den Lastwagenfahrern. Die Briefe werden mit Sammeltaxis in ein Reisebüro in Amman transportiert, das Maliks Freund oder Geschäftspartner gehört. Die Lastwagenfahrer geben

oder holen die Briefe dort ab. Dieser Freund verlangt aber pro Brief 200 Dollar. Niemals hätte ich gedacht, dass Briefsenden so teuer sein kann.«

»200 Dollar? Fast 600 libysche Dinar? Ich verdiene nicht einmal 400 Dinar im Monat.«

»So sind die Tatsachen.«

»Das heißt, ich muss das Geld ausgeben, das ich in den letzten Monaten gespart habe. Und wie erreiche ich diesen Malik?«, fragte ich Jafer.

»Wenn du möchtest, organisiere ich dir einen Termin mit ihm.«

Zu diesem Treffen bin ich nun unterwegs. Ich hoffe sehr, dass dieser Malik wirklich geschäftstüchtig ist. Was soll ich tun, wenn er von der Sicherheitspolizei oder einer von den Maulwürfen ist? Dann habe ich den Brief und das Geld verloren und obendrein vermutlich die

Aufenthaltserlaubnis in Libyen. Vielleicht bekommen die Libyer sogar heraus, dass ich hier mit einem gefälschten Reisepass lebe. Nein, er ist bestimmt ein richtiger Geschäftsmann. Im Exil leben unzählige Kreaturen, die an nichts anderes als an Geschäfte denken. Ohne diese Leute wäre das Exil die Hölle. Diese Figuren aber sind die Fachmänner der Hölle. Ohne die Mafia und solche Geschöpfe kommt ein Exilant nicht aus. Manchmal braucht man sie einfach, die Geldgeilen des Friedhofs, die einem das Leben im Grab erleichtern können.

Was lernst du auf dieser verdammten Erde? Ist es so weit gekommen, dass ich daran glaube, die Mafiosi wären notwendig? Vielleicht sind sie es, nicht im Leben aller, wohl aber im Leben eines Exilanten. Der Brief steckt jetzt in meiner Hosentasche und wird noch heute versendet. Und mir ist vollkommen egal,

ob Malik Mafioso, Maulwurf oder der Teufel ist. Für mich ist er einfach ein Postbote. (...)

Durchs Busfenster schaue ich auf das Mittelmeer. Eigentlich beobachte ich es immer gerne. Heute allerdings kommt es mir langweilig vor. Oft sagte Samia zu mir, wenn wir im Zentrum von Bagdad spazieren gingen und sie den Tigris erblickte, dass sie davon träumt, einmal mit mir am Strand zu liegen und im Meer zu schwimmen, in irgendeinem Meer. Ob wir es jemals schaffen werden, das zu erleben? Ich bezweifle es. Es muss zuerst ein Wunder geschehen, damit wir uns wiedersehen. Und ein weiteres Wunder, damit wir Ruhe, Frieden und genug Geld haben, um reisen zu können wie Touristen. Seit zwei Jahren habe ich keinen Kontakt mehr zu ihr. Vorher haben wir uns fast täglich an der Universität getroffen, wo sie

Medizin studierte und ich Vergleichende Literaturwissenschaft. Ich habe wirklich vergessen, wie ihr Gesicht aussieht.

Nach Jahren in der Fremde verbleichen die alten Bilder aus der Heimat, und die gewohnten kleinen Dinge im Gedächtnis gehen verloren. So ist es eben. Man denkt und erinnert sich nicht mehr an die schönen Augen oder die wilden Haare der Freundin oder der Ehefrau. Man träumt nur noch von einem Zeichen, ob die Geliebte lebt, gesund ist und nicht alles vergessen hat.

Ich erkenne jetzt das große Postgebäude, das am Anfang der Nasserstraße liegt, und rufe: »Aussteigen bitte, stopp!« Kaum ausgestiegen, sehe ich auf der rechten Seite der Straße das Café Al-Sharq – Der Orient.

Es ist ein alter Bau mit einer grün gestrichenen Tür und einem breiten blauen Fenster. Vier Tische mit ungefähr

zwanzig Stühlen und mehreren niedrigen Hockern bilden die Ausstattung. Dem Eingang gegenüber, auf einem einfachen Holztisch, stehen ein großer Fernseher und ein Videorekorder. Die Wandfläche über der Theke wird von einem großen Bildnis von Muammar Gaddafi bedeckt, auf dem dieser ernst in die Kamera blickt. Darunter steht: »Der einzige Adler und der Revolutionsführer«.

Ein braungebrannter schmaler Mann von Anfang zwanzig steht vor mir und sagt, als ich ihn nach Malik frage: »Der da.« Der kräftige Mann vor dem Fernseher raucht Wasserpfeife, trinkt Tee, schreibt dabei etwas in ein vor ihm auf dem Tisch liegendes Heft und schaut gleichzeitig flüchtig einen Bollywood-Film. Er wirkt selbstbewusst. Durch die Macht des Geldes ist er unberechenbar, denke ich.

»Asalam Aleikum. Sind Sie Malik? Ich heiße Salim. Der irakische Friseur Jafer hat Ihnen bestimmt von mir erzählt. Ich habe einen Brief.«

»200 Dollar jetzt, und wenn Sie die Antwort bekommen, weitere 50 Dollar.«

»Ich weiß und bin einverstanden.«

»Haben Sie die Telefonnummer des Empfängers auf dem Briefumschlag notiert?«

»Nein. Meine Familie hat keine Festnetznummer.«

»Na gut, und die Adresse?«

»Hier«, antworte ich und reiche ihm den Brief.

Er betrachtet den Briefumschlag genauer und liest laut: »Absender: Salim Al-Kateb, Bengasi, Libyen. Empfänger: Samia Michael, Joader – Saddam City, Block 58, die Straße gegenüber der Al-Thoura High-School

(bitte den Hausmeister der Schule fragen!), Bagdad, Irak.« Er hebt den Kopf und fragt mich genervt: »Das soll eine Adresse sein?«

»Ja.«

»Lassen Sie das Geld hier. Nach Ablauf eines Monats fragen Sie diesen schwarzen sudanesischen Kerl!« Dabei deutet er auf den Kellner. »Er teilt Ihnen dann mit, ob eine Antwort gekommen ist oder nicht. Vergessen Sie beim Gehen nicht, meine Rechnung beim Kellner zu bezahlen!«

»Rechnung?«

»Meine Getränke und die Wasserpfeife. Auf Wiedersehen!«, sagt er, dreht sich um und ruft dann: »Haytham Mursi, komm her!«

Ich schaue Maliks Gesicht an und fühle eine seltsame Freude in mir aufsteigen. Ja, er ist ganz gewiss ein geldgeiler Typ, ein Geschäftsmann.

So benehmen sie sich immer, wie Arschlöcher. Großartig. Meine Hoffnung steigt, dass der Brief tatsächlich in Samias Händen landet.

»Warum stehen Sie immer noch da?«, überrascht mich Malik.

»Nichts. Das Geld!«, antworte ich und lege die 200 Dollar auf den Tisch.

Der Preisträger



Abbas Khider wurde am 3. März 1973 in Bagdad geboren. Bereits mit 19 Jahren wurde er aus politischen Gründen verhaftet und gefoltert. Nach einer zweijährigen Gefängnisstrafe floh er aus Angst vor einer erneuten Verhaftung 1996 aus dem Irak und reiste vier Jahre lang als illegaler Flüchtling durch verschiedene arabische und europäische Länder. Er schlug sich als Teppichträger, Arabischlehrer oder Müllsortierer durch und schrieb fast täglich Gedichte.

Seit 2000 lebt er in Deutschland, machte Abitur und studierte Literatur und Philosophie in München und Potsdam. Er veröffentlichte viele Gedichtbände in arabischer Sprache. Mit seinem Romandebüt *Der falsche Inder* (2008), das er in deutscher Sprache verfasste, war er Gast zahlreicher Literaturveranstaltungen.

2009 erhielt er das Alfred-Döblin Stipendium der Akademie der Künste Berlin sowie ein Arbeitsstipendium der Autorenförderung vom Deutschen Literaturfonds. 2010 folgte die Ehrung mit dem Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis der Robert-Bosch-Stiftung. Außerdem erhielt er 2010 von der irakischen Gesellschaft für Kulturförderung (I.C.S.A.) die Ehrenurkunde für Literatur und war 2011 drei Monate Stipendiat der Villa-Aurora in Los Angeles. Im Wintersemester 2012/2013 war er Poetik-Dozent an der Universität Koblenz-Landau. Als ihm die Jury im April 2013 den *Hilde-Domin-Preis 2013* zusprach, war er gerade Stipendiat im Künstlerhaus Edenkoben. Abbas Khider lebt in Berlin.

Die Laudatorin

Meike Feßmann wurde 1961 in München geboren. Sie studierte Germanistik, Philosophie und Theaterwissenschaften in München und Berlin. 1991 promovierte sie in Berlin über Else Lasker-Schüler.

2006 erhielt Meike Feßmann den Alfred-Kerr-Preis für Literaturkritik. In der Jurybegründung heißt es, dass Meike Feßmann deutsche und internationale Literatur ebenso kenntnisreich wie eigensinnig und entschieden rezensiere.

2008 war Meike Feßmann Mitglied in der Jury des Deutschen Buchpreises. Seit 2009 gehört sie der Jury des Ingeborg-Bachmann-Preises an. Meike Feßmann lebt heute als freie Literaturkritikerin und Essayistin in Berlin. Sie rezensiert u.a. für die Süddeutsche Zeitung, den Tagesspiegel sowie für das Deutschlandradio Kultur.



Die bisherigen Preisträger

1992: Hilde Domin zog es Anfang der 30er Jahre nach Heidelberg, wo sie Rechtswissenschaft, Politikwissenschaft und Philosophie studierte bevor sie 1932 gemeinsam mit ihrem späteren Mann Erwin Walter Palm nach Rom ging. Nach der Machergreifung der Nationalsozialisten wurde Italien zu ihrem Exil. Nachdem sie 1935 an der Universität Florenz promoviert hatte, ging sie zunächst als Sprachlehrerin nach England und von da aus in die Dominikanische Republik, wo ihr Mann eine Professur erhielt. Dort arbeitete sie als Übersetzerin, Architekturfotografin und Dozentin für Deutsch an der Universität Santo Domingo. 1951 wandte sie sich der Lyrik zu und brachte 1959, als sie wieder in Deutschland war, ihren ersten Gedichtband heraus.

1960 bis zu ihrem Tod im Februar 2006 lebte Hilde Domin wieder in Heidelberg. Ihr zu Ehren hat der Gemeinderat 1992 den Preis *Literatur im Exil* ins Leben gerufen, der nach ihrem Tod in *Hilde-Domin-Preis für Literatur im Exil* umbenannt wurde.

1996: Said wurde 1947 in Teheran geboren und ging 1965 zum Studium nach München. Sein literarisches Interesse verband er mit einem politisch-demokratischen Engagement. Erst nach dem Sturz des Schahs betrat Said wieder persischen Boden, musste aber auch vor dem Regime der Mullahs fliehen. Said schreibt Gedichte und Texte, die die besten Traditionen persischer und deutscher Dichtung miteinander verbinden.

1998: Boris Chasanow studierte Altphilologie in Moskau, bis er 1949 vom Geheimdienst wegen »antisowjetischer Propaganda« verhaftet wurde. 1955 aus der Zwangsarbeit entlassen, studierte er Medizin, arbeitete als Arzt, Autor und Übersetzer. Er veröffentlichte Werke deutscher Theologen wie Bonhoeffer in der Untergrundpresse, was zu neuerlichen Verfolgungen führte. 1982 emigrierte er nach Deutschland. Er erhielt den Preis zusammen mit seiner Übersetzerin Annelore Nitschke.

2001: Stevan Tontić gilt als einer der bedeutendsten Lyriker des ehemaligen Jugoslawien. Er wurde 1946 in Sanski Most in Bosnien geboren, studierte Soziologie und Philosophie und arbeitete

als leitender Verlagslektor in Sarajevo. Er veröffentlicht Lyrik, Romane, Essays und Übersetzungen deutscher Literatur. Er lebte acht Jahre im Berliner Exil, bevor er 2001 nach Sarajevo zurückkehren konnte.

2005: Hamid Skif wurde 1951 im Oran, Algerien, geboren. Er arbeitete als Dichter und Journalist und geriet durch sein Engagement für die Menschenrechte mit der Regierung in Konflikt. Nachdem er die Wochenzeitung *Perspectives* und mit anderen Journalisten den Algerischen Journalistenverband gegründet hatte, wurden er und seine Familie bedroht. Als durch eine Verwechslung sein gleichnamiger Cousin getötet wurde, floh Skif mit seiner Familie 1997 nach Deutschland.

2007: Sherko Fatah wurde 1964 in Ost-Berlin als Sohn eines irakischen Kurden geboren, wuchs in der DDR auf und kam als 11-jähriger 1975 über Wien nach Westdeutschland, wo er mit seiner Familie lebte. Sein Studium der Philosophie und Kunstgeschichte schloss er mit einer Arbeit zur philosophischen Hermeneutik ab. Für seinen Debütroman wurde er mit dem *Aspekte-Literaturpreis* und dem *Deutschen Kritikerpreis* ausgezeichnet. Aufgewachsen in zwei Kulturen, hat er das Exil zum literarischen Thema gemacht.

2010: Oleg Jurjew wurde 1959 in Leningrad, Russland, geboren und wuchs in der Sowjetunion auf. Als Jude blieb ihm sein Wunschstudium der Literatur

verschlossen. Er bildete sich autodidaktisch zum Schriftsteller weiter und konnte freiberuflich davon leben. Da er kein Mitglied im staatlichen Schriftstellerverband war, bewegte er sich als Schriftsteller in der Sowjetunion am Rande der Illegalität. Um diesen Einschränkungen zu entgehen, emigrierte er 1991 mit seiner Familie nach Deutschland.

Weitere Informationen über die Autoren: www.heidelberg.de/kulturamt

Impressum

Herausgeber

Stadt Heidelberg, Kulturamt

Redaktion

Alexandra Eberhard

Alexa Knapp

Mitarbeit

Lisa Ronellenfitsch

Layout und Satz

Caroline Pöll

Druckerei

City-Druck Heidelberg

Bildnachweis

A. Khider: © Jacob Steden

M. Feßmann: © Cordula Giese

Textnachweis

Abbas Khider, *Brief in die*

Auberginenrepublik,

Edition Nautilus, Hamburg 2013

Weitere Informationen

www.heidelberg.de/kulturamt

